

Herbert Koch

„Pfeifen im Walde“? Die „Leitsätze“ der EKD zur Zukunft der Kirche

Eine Wahrnehmung

Es brauche „Entschlossenheit zu Abschieden“ liest man am Ende dieses Papiers, in dem seine EKD-berufenen, aber unüblicherweise namenlosen Verfasser nach Randzählung auf DIN A4 in 595 Zeilen die evangelische „Zukunft auf gutem Grund“ beschreiben. „Denn der Versuch, das Alte festzuhalten und gleichzeitig Neues zu wagen, ist in Zeiten zurückgehender Ressourcen zum Scheitern verurteilt“. Das ist wahr, und zwar unabhängig vom Kirchensteuerrückgang. Nur denke ich, dass mit diesen „Leitsätzen“ genau das betrieben wird, was sie selbst für unmöglich erklären.

Ich lese das Papier als Theologe. Mit „Evangelium“ begegnet mir dabei besonders im vorderen Teil die zentrale Erkenntnisquelle der „evangelischen“ Kirche. In beachtlicher Häufung und vielfältigem Bezug ist davon die Rede: In der Krise, in der sich der Glaube in der Gegenwart befinde, müsse er sich „vom Evangelium her“ erneuern; entsprechend habe die Kirche sich zu wandeln um ihres „Zeugnisauftrags für das Evangelium“ willen (Zeile 20ff.). Auch eine kleiner werdende Kirche habe „Zeugin des Evangeliums von Jesus Christus“ (Z. 52) zu sein. Aus geringeren Ressourcen ergebe sich kein Argument gegen „die Wahrheit des Evangeliums“ und eine öffentlich wirksame „Präsenz des Evangeliums“ (Z. 75). Vielmehr gehe es um deutlichen „Rückbezug auf das Evangelium“ (Z. 73) zwecks überzeugender „Verankerung aller Aktivitäten im Evangelium“ (Z. 78) unter Konzentration auf das, was „vom Evangelium her unbedingt zu sagen“ ist (Z. 100). Aber nicht nur um das Sagen der Kirche geht es, sondern auch festzuhalten, dass Kirchliches Handeln „ausgerichtet am Evangelium“ ist (Z. 154).

Misstrauen befällt mich in der Regel, wenn ich auf gewichtig formulierte Betonungen von etwas stoße, das ich nur für selbstverständlich halten kann. Nur das Evangelium kann doch wohl die Sache der sich evangelisch nennenden Kirche sein! Was sonst? Worauf also zielt eigentlich dieser Katalog von verbal hoch pathetischen Evangeliums-Formeln? Und warum erweisen sie sich bei genauerem Hinsehen als völlig inhaltsleer? Wenn es tatsächlich so sein sollte, dass Kirchensteuerschwund durch Kirchengaustritte sogar als ein „Argument gegen die Wahrheit des Evangeliums“ gesehen werden kann, wäre es dann nicht das Beste, zu sagen, worin diese Wahrheit besteht? Wie dieser Zukunfts-Kompass der Kirche inhaltlich beschaffen ist? Wie das Evangelium eigentlich lautet, zu Deutsch die „Frohe Botschaft“? Was sie Menschen, die nach Lebensorientierung suchen, dafür Hilfreiches zu sagen hat?

Vergebliche Mühe ist es, in diesen aufwändigen Leitsätzen nach einer Antwort auf diese Frage zu suchen. Mit „Evangelium von Jesus Christus“ (Z. 52) wird ein einziges Mal etwas Näheres angedeutet. Was das aber inhaltlich wirklich zu besagen hat, das scheint der ungenannte Autorenkreis bei seinen Adressaten als etwas so selbstverständlich Bekanntes vorauszusetzen, dass es offenbar der ausdrücklichen Aus- und Ansage einfach nicht bedarf. Geradezu Beschwörendes über seine unendliche Bedeutung formuliert man. Zugleich aber scheint es absolut überflüssig zu sein, in einem solchen Papier auch zu sagen, worin dieses Evangelium denn besteht, die so unüberbietbar wichtige Botschaft. Oder wie sonst erkläre ich mir diese Zurückhaltung? Ist die Logik des Verschweigens vielleicht noch eine andere?

Das zu vermuten, legt sich mir nahe, wenn ich weiter in diesem Text auf einen Begriff stoße, der mir als geläufig in Erörterungen evangelischer Theologie neu ist: der Begriff „Glaubenswissen“. Dessen Weitergabe, so ist man überzeugt, werde in einer pluralen Gesellschaft an Bedeutung gewinnen (Z. 106). „Bewusst am Glaubenswissen zu partizipieren“ seien „alle Mitarbeitenden in Kirche und Diakonie“ zu befähigen (Z. 374). Bei so großem Gewicht dieser Partizipation finde ich auch hier die Erwartung nicht abwegig, dass zumindest mit einigen Sätzen beschrieben wäre, worin es besteht, dieses „Glaubenswissen“. Aber auch dazu keine Silbe Allerdings findet sich im unmittelbaren Kontext der erstmaligen Verwendung dieses Begriffs in Leitsatz 2 ein erkennbarer Hinweis zu seinem Verständnis, indem

als Ziel formuliert ist, „*kirchliche Traditionen neu als spirituelle Ressourcen zu entdecken.*“ (Z. 112). Im Sinne von kirchlicher Tradition aber kann ein wesentlicher Bestandteil von „Glaubenswissen“ nur das in allen Kirchen traditionelle und zumeist in jedem Gottesdienst stehend vorzutragende Glaubensbekenntnis sein. Zumal dessen Bezeichnung als „apostolisch“ ja seine Unentbehrlichkeit und Höchstwürde unüberhörbar unterstreicht. Hier also kann sich nun auch die Antwort finden auf die Frage nach der inhaltlichen Beschaffenheit dessen, was so beredt als „das Evangelium“ und als „Glaubenswissen“ beschworen wird.

Wenn nun allerdings die Kirche der Zukunft die bewusste Partizipation „*aller*“ in Kirche und Diakonie Mitarbeitenden an „Evangelium“ und „Glaubenswissen“ erfordert, so frage ich mich, was denn wohl zukünftig dem gesamten medizinischen Personal als glaubenswissentlich geteilte Einsicht abzuverlangen ist, das in den zahlreichen Kliniken und Pflegeeinrichtungen der Diakonie tätig ist. Etwa dies, dass der mit den Wolken des Himmels zum Weltgericht zurück zu erwartende Jesus von Maria jungfräulich empfangen und geboren wurde, übernatürlich gezeugt durch die „Heiliger Geist“ genannte dritte Person des „dreieinigen“ Gottes?

Das ist natürlich völlig ausgeschlossen. Denn religions- und kirchensoziologische Erhebungen erweisen, dass solches „Glaubenswissen“ nur noch von etwa einem Viertel aller in Deutschland katholisch Getauften geteilt wird und bestenfalls 10 – 15% der evangelisch Getauften, inklusive der als Kirchenmitglieder Verbliebenen. Die Glaubenstradition lässt immer mehr Menschen innerlich und anhaltend auch durch Austritte zur Kirche auf Distanz gehen.

Das erfasst auch die Mitarbeiterschaft, die sich allein im Diakoniebereich auf ca. 600 000 beläuft. Kann man noch folgen, wenn dennoch „alle Mitarbeitenden“ zum „bewussten Partizipieren“ am Glaubenswissen befähigt werden sollen (Leitsatz 2) zwecks Erschließung „spiritueller Ressourcen“. für den „Rückbezug auf das Evangelium“ (Leitsatz 1)? Und wird sie bei Verfehlen dieses Ziels mit dem ernst machen, was Leitsatz 8 in geradezu apodiktischer Weise formuliert: „*Arbeitsbereiche, die nicht im Sinne des gemeinschaftlichen Zeugnisses wirken, werden aufgegeben*“?

Konsequente Anwendung der Theologie der Leitsätze wäre das jedenfalls. Denn ganz vorn schon besagen die Erläuterungen zu Leitsatz 8, dass die ehren- und hauptamtlich Mitarbeitenden „*das Rückgrat der Kirche als Leib Christi*“ seien (Z. 356). Da höre ich als Theologin natürlich besonders hin. Denn schließlich ist es ja kein Geringerer als der Apostel Paulus, bei dem sich die Vorstellung von der Kirche als dem „Leib Christi“ findet. Wozu aber auch zu wissen ist, dass das Bild vom Körper als einem harmonischen Gefüge der populären Philosophie der Stoa-Schule entstammt. Bei Paulus erfährt das in Kapitel 12 des 1. Korintherbriefs dann eine Mystifizierung, indem er die christlich Getauften zum irdischen Leib ihres in den Himmel aufgefahrenen Hauptes und Herrn Jesus Christus erklärt. Dass dessen Wiederkehr für ihn und alle zu seiner Zeit Getauften sich noch zu ihren Lebzeiten ereignen würde, dessen war sich Paulus absolut gewiss. Bekanntlich ist dieser apostolische Irrtum dem 15. Kapitel des 1. Korintherbriefs unmissverständlich zu entnehmen.

Die ersten Christen - in Korinth auf ca. 50 geschätzt - waren also überzeugt, auch die letzten zu sein und nicht etwa Anfänger einer 2 000-jährigen Kirchengeschichte. Darf man daraufhin die Übertragung ihrer metaphorischen Charakterisierung durch Paulus als „Leib Christi“ auf eine heutige Volkskirche, wie es hier ganz selbstverständlich geschieht, als fundamentalistisch bezeichnen? Ich denke Ja. Denn es ist klar, dass Paulus eine Kirche aller Zeiten nicht gemeint haben kann. Und seine Glaubensgewissheit beruhte nicht auf Lehre, sondern auf einer Erfahrung, die im wörtlichen wie übertragenen Sinne umwerfend für ihn war. Die er als Christenverfolger vor Damaskus hatte und in Kapitel 2 des Galaterbriefs „eine Offenbarung Jesu Christi“ nennt. Wie aber nun soll derselbe Glaube aus der bloßen Lektüre seiner inzwischen fast 2000 Jahre alten Briefe entstehen, in denen er keine einzige Zeile für uns Heutige

formuliert hat? Genau das aber unterstellt eine weit später geschaffene kirchliche Lehre, die diese Briefe zum Bestandteil einer „heiligen Schrift“ für alle Zeiten erklärt.

Es ist dies nun allerdings eine Argumentation, die die „historisch-kritische“ Betrachtung der Bibel zur Voraussetzung hat, wie sie seit der christlichen Aufklärung des 18. Jahrhunderts entstanden ist und bis heute deutlich weiterentwickelt wurde. Mit Leidenschaft habe ich sie in den 1960er Jahren bei namhaften ihrer Vertreter studiert und verfolge ihre Einsichten bis heute. Was kirchlich dominant wurde, war jedoch so formuliert: „Die historisch-kritische Methode der Bibelforschung hat ihr Recht... Aber wenn ich wählen müsste zwischen ihr und der alten Inspirationslehre, ich würde entschlossen zu der letzteren greifen“. Formuliert hat das der Schweizer Pfarrer Karl Barth im Vorwort zu seinem Römerbriefkommentar von 1919. Er fügt hinzu, dass er froh sei, nicht wählen zu müssen. Mit dem zitierten Statement aber hat er bereits gewählt und stellt es in diesem Kommentar auch mit für ihn charakteristischen Beispielen von rabiater Willkür im Umgang mit dem Paulustext unter Beweis.

Von seinen Verehrern wurde der spätere Kirchliche Dogmatiker Barth patriarchalisch-verräterisch auch als der „Kirchenvater des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet. Von „Karl Barths Römerbrief“ sprach man so, als sei er selbst und nicht Paulus der Verfasser. Dass er die Rolle des „Kirchenvaters“ auch für das 21. Jahrhundert ausfüllen kann, ist offenbar festgefügte theologische Überzeugung der EKD-Führung. Wie soll ich es sonst verstehen, dass man das Jahr 2019 aus Anlass des hundertjährigen „Römerbrief“-Jubiläums feierlich zum Karl-Barth-Jahr erklärt hat? Was nur konsequent ist, indem er der EKD auch in ihrem „Grundlagentext“ von 2015 „Für uns gestorben“ als Gewährsmann dient für diese Trotzreaktion gegen eine uralte und verbreitete Kritik einer höchst fragwürdigen Lehrtradition.

Tabuisierung der kirchlichen Dogmatik ist somit auch weiterhin das Programm. Und es findet sich in den „Leitsätzen“ genau darin wieder, dass in ihnen in so vielfältiger Weise vom Evangelium, vom Glauben und vom „Glaubenswissen“ die Rede ist, dies aber stets völlig inhaltsleer, weil die Inhalte Dogmen sind und damit so festgelegt, dass sie der Hinterfragbarkeit grundsätzlich entzogen sind. Das mag auch den apodiktischen Lehramtsstil dieser „Leitsätze“ hervorgebracht haben.

Aber noch ein weiteres Motiv scheint mir dabei wirksam zu sein: Das Wissen darum oder zumindest Erahnen dessen, dass die große Mehrzahl der Menschen heute – auch die der Kirchenmitglieder! – sich mit der kirchliche Dogmentradition nicht einmal mehr kritisch auseinandersetzt, weil man für sein Leben einfach nichts mehr damit anfangen kann. Dass man das kirchenleitend weiß, scheint mir jedenfalls alle Jahre wieder daran ablesbar zu sein, dass bischöfliche Erklärungen zu Weihnachten in der Regel keineswegs von dem Inkarnations-Evangelium handeln, dass in Bethlehem der wahre Gott durch eine Jungfrauengeburt wahrer Mensch geworden und zugleich wahrer Gott geblieben sei. Vielmehr lässt man zu jeweiligen friedens-, flüchtlings- sozial- oder umweltpolitischen Aktualitäten Statements vernehmen, die immer auch schon von anderswoher artikuliert werden.

Kann es Kirchenleitungen tatsächlich verborgen sein, dass man der großen Bedeutung, die man für die eigene Institution beansprucht, durch schon gewohnheitsmäßiges Wegducken niemals gerecht wird? Und dass Traditionalismus nur zu verstetigter und beschleunigter Bewegung des Rückzugs der Menschen führt? Mir kommen diese „Leitsätze“ jedenfalls wie das Verhaltensmuster von Menschen in bedrohlichen Situationen vor, das man metaphorisch auch „Pfeifen im Walde“ nennt. Was bekanntlich kein angemessener Realitätsbezug ist.

Grabsen, 23. Oktober 2020